

NR. 2
15. FEBRUAR 1981
33. JAHRGANG

Konferenz in Panchgani, Indien

«Dialog über Entwicklung»

Zu einem zehntägigen «Dialog über Entwicklung» hatten sich Delegationen aus entferntesten Teilen der Welt, aus Industriestaaten und Entwicklungsländern im indischen Konferenzzentrum für Moralische Aufrüstung in Panchgani Anfang des Jahres getroffen. Zu ihnen gehörten Vertreter ethnischer Minderheiten und Bewohner von Dörfern und Städten aus Asien, Europa, Nordamerika und Australien.

«Wer anders lebt, denkt anders. Zwischen der Lebensweise der reichen und der armen Länder bestehen so grosse Unterschiede, dass sich daraus beträchtliche Schwierigkeiten für das gegenseitige Verständnis ergeben», sagte *B. K. Nehru*, ein früherer indischer Chefdiplomat in Grossbritannien und den USA an der Eröffnungssitzung. Im Laufe der Woche jedoch wuchs Verständnis und Kommunikation zwischen den Konferenzteilnehmern. Schranken fielen, je mehr hinter der Eti-

kette von «Dritte Welt», «Reicher» oder «Weisser» der Mensch sichtbar wurde. Ein Führer der australischen Ureinwohner sagte nach einigen Tagen, seine Bitterkeit gegenüber den weissen Australiern sei im Schwinden.

Die Menschen aus Indochina erbrachten die bewegendsten Beweise eines Geistes der Versöhnung, ohne die eine neue Weltwirtschaftsordnung nicht geschaffen werden kann. Sie sassen nebeneinander auf dem Podium – Kambodschaner, Vietnamesen und drei Laoten, alle Flüchtlinge aus vom Krieg gequälten feindlichen Nationen. Sie sangen ihre Lieder, hörten einander zu mit einem Lächeln, das Achtung erheischte, weil man dahinter die Selbsterwindung spürte.

Diese Haltung der Indochinesen veranlasste John Graham, einen früheren Geheimdienstberater der USA in Hué, das damals zu Südvietnam gehörte, sich spontan bei den anwesenden Indochinesen zu ent-

Das Konferenzzentrum in Panchgani, von dem Impulse in Wirtschaft und Landwirtschaft Indiens hinausgehen. Im Vordergrund Felder der dazugehörigen Musterfarm.



Konferenz in Panchgani, Indien

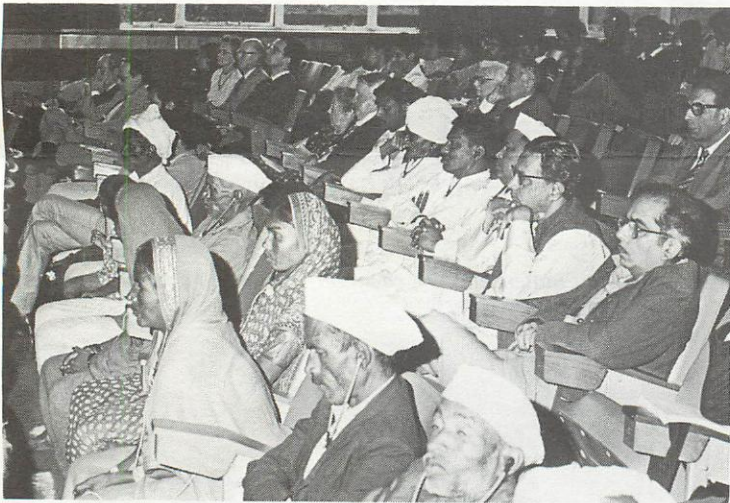
schuldigen für die Gleichgültigkeit und Brutalität von damals. Er fuhr fort: «Wie jeder Amerikaner in Vietnam hatte ich einen Freibrief, der es mir gestattete, zu töten, und ich war entsetzt über die Aggressivität und Brutalität, die ich in mir selbst entdeckte.»

Solche spontanen Beweise von Menschlichkeit standen in direkter Beziehung zum Konferenzthema, wie ein Libanese hervorhob: «Solange die Probleme von Krieg und persönlicher Feindschaft nicht gelöst werden», meinte er, «sind alle Versuche einer sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung unrealistisch. Der Libanon, einst eines der blühendsten Länder des Mittleren Ostens, liegt heute in Ruinen.»

Auch Nehru wies auf die enge Beziehung zwischen Frieden und Entwicklung hin: Selbst eine geringe Verminderung der jährlichen Rüstungsausgaben der Welt von 450 Milliarden würde genügend Mittel freimachen, um die Entwicklung der Dritten Welt zu beschleunigen.

Stimme der ethnischen Minderheiten

Manche Teilnehmer hatten langjährige Erfahrung in verschiedenen Sparten für wirtschaftliche Entwicklung gesammelt. Ihre Ansichten gingen oft auseinander. Doch herrschte jedesmal ergriffene Stille im Saal, wenn ein Vertreter jener Menschengruppe das Wort ergriff, die von der technischen Entwicklung am härtesten getroffen wird, nämlich die Eingeborenenvölker der Vierten Welt. «Entwicklung ist oft als Waffe gegen gewisse Völkerstämme gebraucht worden, die dann ihr



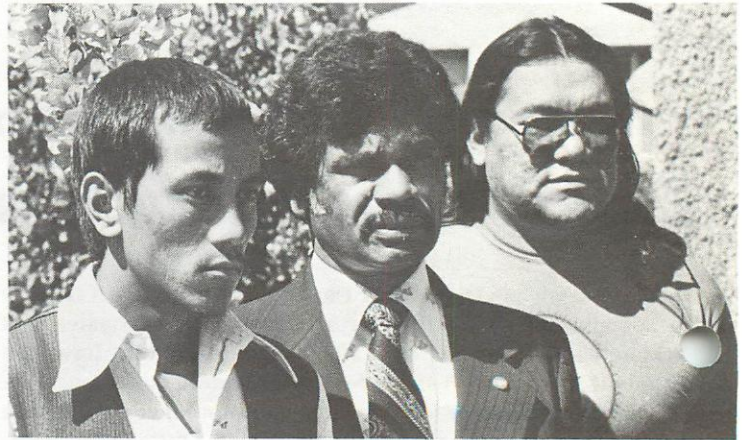
Blick in den Konferenzsaal: Die indischen Dorfbewohner im Vordergrund verfolgen das Geschehen auf Marathi, der Sprache des Staates Maharashtra.

Land, ihre Traditionen und ihre Existenz im Namen dieser Entwicklung opfern mussten», sagte der Lappländer *Hans Ragnar-Mathieson*, ein Künstler aus dem nördlichsten Teil Norwegens. «Für uns Eingeborene heisst Entwicklung ganz einfach Überlebenkönnen, nicht als Tiere oder Roboter, sondern als verantwortungsbewusste, mitfühlende Menschen. Das reiche Erbe unserer Väter zu bewahren, heisst für uns Entwicklung.»

Reg Blow, ein Führer der australischen Ureinwohner, führte aus, für sein Volk müsste die Entwicklung in einem angemessenen Tempo und aufgrund vorgängiger gemeinsamer Absprachen und Übereinkünfte erfolgen. Als Antwort auf dieses Votum anbot sich *T. H. Ramsay*, ein weisser Australier, Planungschef der Abteilung für Öl und Erdgas der «Broken Hill Proprietary», dem grössten Unternehmen dieser Branche in Australien, als Verbindungsmann zwischen den Aborigines und den Bergbaugesellschaften zu wirken. Er fügte bei, er habe hier an der Konferenz in wenigen Tagen mehr über die Probleme der Ureinwohner seines Kontinents gelernt als während Jahren in Australien.

Vertreter verschiedener Volksstämme aus dem nordöstlichen Indien, wo es bekanntlich seit einem Jahr zu heftigen Unruhen kommt, gaben ihrer Befürchtung Ausdruck, vom massiven Zustrom illegaler Einwanderer aus dem benachbarten Bangladesch überschwemmt zu werden.

Michael Syiem, Präsident der Studenten des Teilstaates Meghalaya, der zu diesem Gebiet gehört, rief die übrigen Inder auf, sich um Verständnis für die Probleme seiner Region zu bemühen, so wie er und seine Leute versuchten, die Probleme Indiens zu verstehen. Dann führte er aus: «Wir im Nordosten möchten auch teilhaben an der Entwicklung, doch vor allem möchten wir unsere Identität bewahren.» Dieser Appell führte zu vertieften Gesprächen zwischen Stammesangehörigen aus dem Nordosten und den Indern aus andern Regionen des Landes.

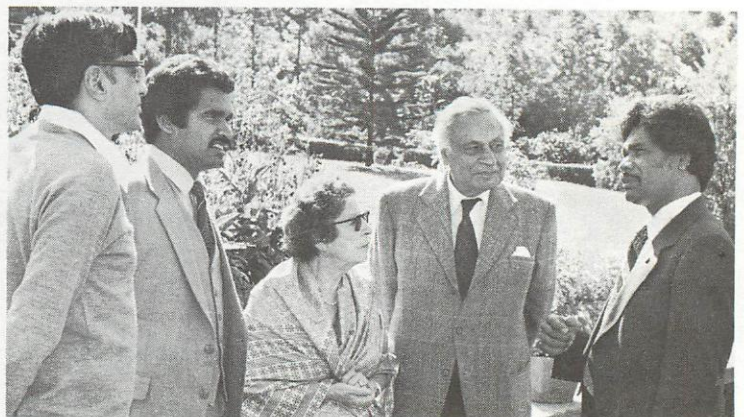


Angehörige ethnischer Minderheiten aus drei Kontinenten. Von links nach rechts: *Michael Syiem*, Studentenführer des Khasi-Stammes aus Nordostindien; *Reg Blow*, ein Führer der Ureinwohner Australiens, und *Ed Burnstick*, Angehöriger der Cree-Stoney-Indianer aus Kanada.

«Entwicklung von unten nach oben»

A. R. K. Mackenzie, ehemaliger britischer Botschafter und Mitarbeiter in der Brandt-Kommission, räumte ein, der Westen habe in der Vergangenheit den Entwicklungsländern ein Konzept aufgedrängt, das sich im wesentlichen an der Zunahme des Bruttosozialproduktes orientierte. Es brauche Entwicklung in allen Bereichen, eine volle Dimension der Änderung, die sich in der Wirtschaft, in der ganzen Nation und zwischen den Ländern auswirke und die auf persönlicher Änderung beruhe. «Eine Änderung der Motive und der Einstellung ist notwendig als Infrastruktur für alle Entwicklung», sagte der Diplomat.

Im Verlaufe der Verhandlungen bekräftigten Männer der Industrie ihre Verpflichtung, die wirtschaftlich Benachteiligten in ihrer Wirtschaftspolitik zu berücksichtigen. *Prem Shankar Jha*, der Herausgeber einer wirtschaftlich orientierten Tageszeitung, beschrieb seine Bemühungen, um das Konzept einer der Dritten Welt angepassten Technolo-

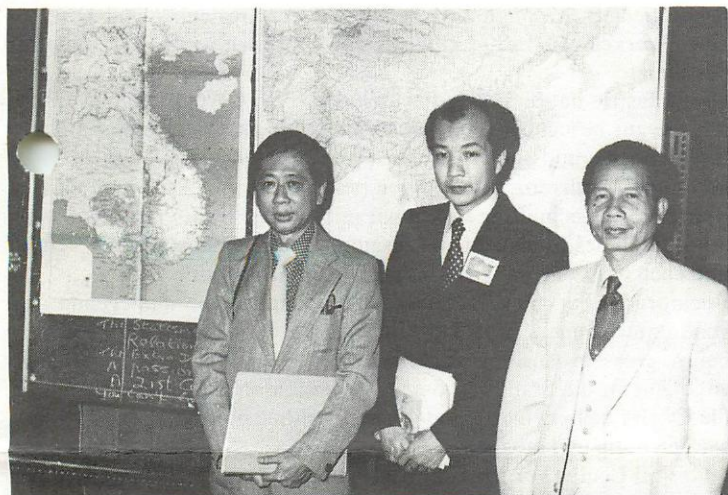


B. K. Nehru, früherer Gouverneur von Nordostindien, Botschafter seines Landes in Washington und Hochkommissar in Grossbritannien, mit seiner Frau unterhalten sich mit zwei Aborigines aus Australien, *Reg Blow* (rechts) und *Steve Hagan*, sowie mit *Rajmohan Gandhi* (links aussen).

gie und der Aufforstung zu verbreiten. *Jyotibhai Desai*, ein Erzieher im Sinne Gandhis, erläuterte die Elemente eines Erziehungssystems, das den Bedürfnissen Indiens gerecht zu werden sucht. Andere Teilnehmer sprachen von ihren Bemühungen zur Entwicklung ländlicher Gebiete durch Förderung des Handwerks und durch Selbsthilfeprojekte. Es gehe vor allem auch darum, die vielen Hände nutzbringend zu beschäftigen. Allgemein kam man zum Schluss, dass es kein fixfertiges Entwicklungsmodell geben kann, das sich im ganzen Lande anwenden lässt. Ebensovienig könnten allgemeingültige Rezepte aus dem Westen bezogen werden.

Die Theorie der «von oben nach unten sickernden Entwicklungshilfe» ist, wie Mackenzie ausführte, in Misskredit geraten, indem die von den Regierungen gewährte Hilfe oft nicht zu den Armen gelangt, sondern unterwegs irgendwo versickert. Mehr beeindruckten ihn an dieser

Konferenz die Beispiele einer von unten nach oben stossenden Entwicklung, meinte er, eines sich von unten nach oben entwickelnden Geistes. «Nichts wird den Spenderwillen der reichen Länder mehr



Beeindruckend war die Gruppe aus Indochina. Von links nach rechts: General Pham Dang Lan, Vietnam; Mealy Duong, Kambodscha; Tia-nethone Chantharasy, früherer Staatssekretär im Auswärtigen Amt, Laos.



Konferenzteilnehmer aus verschiedenen Industrienationen in Ost und West. Von links nach rechts: Gwillian Jenkins, Wales; Stadtrat Masuda, Japan; A. R. K. Mackenzie, ehemaliger britischer Botschafter; John Graham, USA; John-Porteous, Neuseeland.

stärken als die Beispiele von Ehrlichkeit und dem Willen zur Selbsthilfe, wie wir sie in den letzten Tagen hier gehört und erlebt haben.»

In den kleineren Arbeitsgruppen sprachen Bauern, Gewerkschafter, Industrielle und Studenten von den persönlichen Schritten, die sie unternehmen wollten, um die Schranken von Egoismus, Vorurteil und Gleichgültigkeit zu überwinden, die so oft der Entwicklung im Wege stehen. Ein Student, der vor kurzem sein Studium abgeschlossen hatte und damit zum Heer der arbeitslosen Akademiker zählte, war in sein Dorf zurückgekehrt. Er berichtete: «Ich bearbeite jetzt das Land und

Begegnung mit Mutter Teresa

Zu einem kurzen Aufenthalt treffen wir in Kalkutta ein. Wir haben den Wunsch, Mutter Teresa aufzusuchen. Eine Adresse haben wir nicht. Wie durch ein Wunder treffen wir im chaotischen Verkehr beim Bahnhof eine Nonne, die uns mit einer jungen Australierin bekanntmacht. Diese sei nach Indien gekommen, um mit Mutter Teresa zu arbeiten. Ob das Mädchen mit uns fahren dürfe, bittet uns die Nonne. Mühsam bahnt sich unser Taxi einen Weg durch die belebten Strassen der 11-Millionen-Stadt. Im Haus der «Missionaries of Charity» werden wir freundlich begrüsst. Nach einigen Minuten Wartezeit erscheint die bescheidene Gestalt der weltberühmten Frau unter der Türe ihres Büros, nimmt unsere rechte Hand in ihre beiden Hände und bittet uns, Platz zu nehmen. Mutter Teresa strahlt einen inneren Frieden und eine grosse Ruhe aus. Wir erzählen ihr von der Konferenz in Panchgani. Sie kenne Moralische Aufrüstung, sagt sie, und habe einen grossen Respekt für diese Arbeit. Dann spricht sie von der gigantischen Not in der Welt. «Jeder Mensch guten Willens muss sich einsetzen, um sie zu beseitigen. Es wird viel Geduld brauchen. Aber Gott ist allmächtig. Er wird uns zu einem Durchbruch verhelfen. Wenn mehr Menschen Christus auf den Knien darum bitten würden, könnte die Welt anders werden», sagte sie. Tief beeindruckt vom lebendigen Glauben und von der Demut dieser Dienerin Gottes verlassen wir das Haus, das uns wie eine Insel der Hoffnung vorkommt, mitten in der Grossstadt, die soviel Elend kennt.

Heinrich Karrer



Folkloristische Darbietung der Teilnehmer aus dem Nordosten Indiens.

meine nicht mehr, unbedingt eine Beschäftigung in der Stadt haben zu müssen. Einige meiner Freunde sind meinem Beispiel gefolgt.»

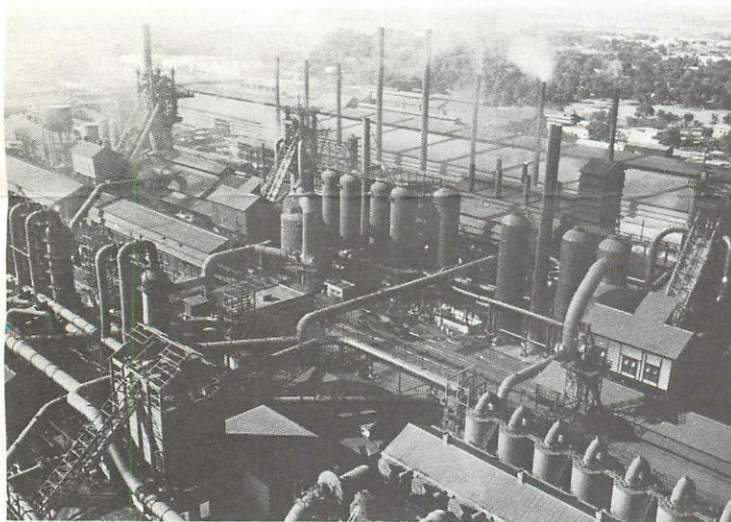
Diese in ihrer Art und Bedeutung erste Entwicklungskonferenz in Panchgani gab Anstösse, setzte Prozesse in Gang, die verfolgt und gefördert werden müssen. Weitere ähnliche Tagungen seien dringend notwendig, wurde allgemein in Konferenzkreisen geäussert.

Die indische Wirklichkeit

Begegnungen mit Industrieführern und Gewerkschaftern

Gespräch mit Paul Bosshard, Finanzdirektor der Bauunternehmung Anliker AG, Emmenbrücke

Die indische Realität ist zuerst ein Schock. Im relativ modernen Flughafen von Bombay findet man sich als Fremder nur schwer zurecht, weil nur wenige verständliche Anschriften vorhanden sind. Draussen warten um drei Uhr früh Hunderte von Taxis, und verschlafen, wie man ist, muss man um den Fahrpreis feilschen, wenn man nicht übers Ohr gehauen werden will. Die indischen Strassen sind Tag und Nacht voller Menschen, voll von Gefährten aller Art, von Autos, die sich hupend einen Weg bahnen, und mitten auf der Fahrbahn stösst man auf Kühe. An der Strasse vielleicht eine Villa, geschützt durch eine hohe Mauer; und an die Mauer angelehnt beginnt die Welt der Slums mit Zelten, Baracken, Verschlägen, vor denen die Menschen um kleine flackernde Feuer kauern und plaudern. Zum Bild gehören auch die lastentragenden Frauen, die, was mich als Mann der Baubranche besonders interessierte, Backsteine und Sand in grossen Bastkörben auf dem Kopf über schwankende Leitern in die Höhe der Baugerüste aus Bambusrohr tragen. Erst mit der Zeit sinkt einem ins Bewusstsein, dass in diesem 650-Millionen-Volk 40%, d. h. knapp 300 Millionen Menschen, unter dem sogenannten Existenzminimum leben müssen. Zum Frühstück waren wir eingeladen im Hause eines Fabrikdirektors,



Die Tata-Eisen- und -Stahlwerke von Jamshedpur.

einem Haushalt des gehobenen Mittelstandes mit sechs Dienern. Mit dieser widersprüchlichen Realität vor Augen kamen wir an die Konferenz «Dialog über Entwicklung» in Panchgani.

Was waren Ihre Haupteindrücke von dieser Konferenz?

Das Konferenzzentrum von Panchgani ist ein grünes Paradies mit seinen bewässerten Gärten, seinen herrlichen Blumen und seinem landwirtschaftlichen Musterbetrieb. Die Gebäude sind so gut unterhalten, wie ich es sonst in Indien selten sah. Trotzdem merkt man auch hier die Folgen der hohen Luftfeuchtigkeit.

An der Konferenz selber waren eigentlich ganz Asien und der Westen vertreten. Das Grundanliegen aller war, die Barrieren, die einer Entwicklung entgegenstehen, zu erkennen und niederzureissen. Dazu gehören auch die Barrieren innerhalb der Entwicklungsländer selber. Da waren auch die Minderheiten der Nagas und Mizos aus Indien vertreten, jene separatistischen Stämme an der Nordostgrenze Indiens, sowie Aborigines aus Australien und Indianer aus Nordamerika. Wir aus dem Westen standen vor der Frage, welchen Weg wir mit unserer Hilfe einschlagen müssen. Der Gedanken- und Erfahrungsaustausch mit Leuten aus dieser ganz andern Welt brachte schon einige Klärung. Mehr aber noch die abschliessende Reise mit Besuchen in indischen Industriebetrieben und die ausserordentlich offenen Ge-

spräche mit Industriellen und Gewerkschaftern vor allem im Industriegebiet nördlich von Kalkutta. Initiator für diese Expedition war Shri Gopeshwar, Generalsekretär des indischen Metallarbeiterverbandes und Vizepräsident des indischen Gewerkschaftsbundes.

Drei Tage verbrachten wir in Jamshedpur, dem Schwerpunkt der Tata-Industrien, einer Stadt mit 800 000 Einwohnern. Wir besuchten die Telco-Werke, in denen 24 000 Beschäftigte Lastwagen, Krane und Baumaschinen mit modernen Methoden herstellen. Vielleicht wird hier noch etwas mehr von Hand montiert als z. B. in der Bundesrepublik. Beeindruckt hat uns vor allem der Geist in diesen Fabriken. Es herrscht gute Kommunikation von oben nach unten und von unten nach oben. B. K. Singh z. B., einer unserer Gastgeber und Direktor eines Werkes von 1400 Leuten, kennt praktisch jeden Arbeitnehmer persönlich.

Die Industrie hat hier viele Fachschulen für die Weiterbildung errichtet, die gut besucht werden. Auch die Gewerkschaften führen Kurse für fachliche und administrative Weiterbildung durch. So herrscht gesunde Konkurrenz. Am Morgen besuchten wir meistens irgendeinen Betrieb, am Nachmittag sassen wir mit Gewerkschaftern und oft auch mit Leuten des Managements zusammen, wobei alles, was ein Betrieb und auch das Leben mit sich bringt, zur Sprache kam.

Beeindruckt hat mich, was diese Industrien für die umliegende Gegend unternehmen. In 19 Dörfern rund um Jamshedpur wird Heimarbeit in grossem Ausmass vergeben. So wird nicht nur der verhängnisvolle Zug in die Stadt gedrosselt. Es kommt auch Verdienst, Geld in die Dörfer selber. Der Handel wird dort belebt. Zusätzliche Schulen werden nötig und möglich.

40 bis 50 Leute, Vorgesetzte, Kader und einfache Arbeiter aus dieser Gegend, haben jeweils jährlich an den Schulungskursen für Industrie im Zentrum der Moralischen Aufrüstung in Panchgani teilgenommen und wertvolle Anregungen und Neumotivationen gefunden.

Wir besuchten auch staatliche Stahlwerke im benachbarten, vier Bahnstunden entfernten Burnpur, fuhren in eine Kohlenzeche ein, die, wie mir ein miteingefahrener Deutscher sagte, in bezug auf Sicherheit einer deutschen Zeche kaum nachstehe.

Welche Schlüsse ziehen Sie aus all den Eindrücken und Gesprächen?

Die Begegnung mit Land und Leuten trifft einen. Sie hat meine Haltung gegenüber diesem Volk verändert. Sie gab mir ein neues Bild von uns im Westen und der Art von Hilfe, die notwendig ist. Geld genügt nicht. Sie wollen Achtung. Sie wollen mitgestalten. Sie wollen arbeiten können. Sie wollen Werte schaffen. An den Indern ist mir vor allem ihre überdurchschnittliche Intelligenz, ihr differenziertes Denken aufgefallen. Vielleicht fehlt es ihnen eher am Willen zum Durchhalten in harter Arbeit. Da können wir ihnen helfen. Man muss ihnen durch die Arbeit die Möglichkeit geben zu beweisen, dass sie auch fähig sind, etwas zu leisten.

Sie sprechen von Achtung. Das gilt auch gegenüber einem Land. Was könnte Indien Ihrer Meinung nach für sich und andere tun?

Indien ist ein Land mit relativ homogener Bevölkerung. Es hat nur wenig Minderheiten. Mit seinen 650 Millionen Menschen kann es ein grosses Gewicht in die Waagschale des Fortschrittes der Menschheit werfen. Was ich in Jamshedpur sah, könnte ein Modell für andere Teile Indiens und der Welt sein. All das hat sich über 50 Jahre entwickelt und sich bewährt. Indien kann in dieser Art mit wenig Unterstützung sich selber und andern helfen, davon bin ich überzeugt. Als ich nach Indien fuhr, freute ich mich darauf, auch gewisse Kulturdenkmäler zu sehen, solche bekam ich aber in den ausgefüllten drei Wochen nicht zu Gesicht, wohl aber das wichtigste Denkmal Indiens, seine Menschen mit ihrer Grösse, ihrer Herzenswärme, ihrer Gastfreundschaft und auch mit ihren Schwächen.

O.

Diese Welt, die Gott uns anvertraut

Hinweis auf ein neues Buch von Charles Piguet und Michel Sentis

Im Pariser Verlag «Le Centurion» erschien kürzlich das Buch «Ce monde, que Dieu nous confie» (Diese Welt, die Gott uns anvertraut). Darin beschreiben der Schweizer Charles Piguet und der Franzose Michel Sentis Erfahrungen und Begegnungen in ihrer Arbeit mit der Moralischen Aufrüstung. Kardinal Dr. Franz König schrieb das Vorwort. Wir veröffentlichen einen Auszug aus dem letzten Kapitel, das die Überschrift «Im Kreise der Politiker» trägt. (Italienische Ausgabe «Questo mondo nelle nostre mani» bei Edizioni Paoline, Rom 1979).

Die Wandelhallen der Parlamente und der internationalen Konferenzen, die Vorzimmer von Stadträten, Abgeordneten und Ministern sind uns oft wie geistige Wüsteneien vorgekommen, deren sich niemand annimmt. Dabei ist diese Wüste begierig, alles lebendige Wasser, das man ihr zuführt, aufzusaugen.

Am Schluss einer Begegnung im Rahmen der Moralischen Aufrüstung wendete sich ein Abgeordneter an die Anwesenden und rief aus: «Gewährt den Politikern um Gottes willen weiterhin geistige Unterstützung!»

Jedem fällt ein Stück Verantwortung für die Menschheit zu. Davon tritt er, nach den Spielregeln der Demokratie, einen Teil an seine Mitbürger ab. Im Namen dieses Erbes kann es dem einzelnen nicht gleichgültig sein, welchen Gebrauch die Politiker von ihrer Macht machen. Darauf beruht die Demokratie und nicht so sehr auf dem Stimmzettel an der Urne. Wie aber soll man praktisch vorgehen?

Eine Stadt in Aufruhr

Ich sehe uns wieder in einer Landeshauptstadt, in deren Strassen der Aufruhr tobt. Mit Ausnahme der Revolutionäre, die Barrikaden errichten, und erregter Sympathisanten, die Autos in Brand stecken, denkt jeder nur an seine eigene Sicherheit. Wir betreten die leeren Gänge eines Parlaments, in dem die Angst umgeht. Ein paar wenige Politiker irren umher, begierig nach letzten Nachrichten oder Gerüchten. Andere haben sich, von Panik erfasst, in ihre Büros geflüchtet.

Der Politiker, den wir aufsuchen, versucht, unsere Absichten zu erraten. An aufdringliche Bittsteller gewöhnt, kann er sich nicht vorstellen, dass ihn jemand in uneigennütziger Absicht zu sprechen wünscht, einfach, um ihm in einer kritischen Stunde freundschaftlich beizustehen. Er warnt uns zum vorneherein: «Sollten Sie Benzingutscheine wollen, so muss ich Ihnen sagen, dass ich nicht einmal für mich selber welche habe.» Wir wollen nichts von ihm; wir zeigen ihm bloss einen Aufruf, den einige seiner Landsleute verfasst haben und worin es u. a. heisst: «Die Zukunft unserer Nation liegt in den Händen des einfachen Mannes, der auf die Stimme seines Gewissens horcht und sich entscheidet, in voller Verantwortung für sein Land zu handeln.» Wir schlagen vor, in einem Moment der Stille die richtige Sicht der Dinge zu suchen. Dann teilen wir uns die Gedanken mit, die uns angesichts der schwierigen Lage gekommen sind. – Erst beim Abschied zeigt uns der Parlamentarier seine Dankbarkeit. Er hat verstanden, dass wir ohne Hintergedanken gekommen sind. Völlige Selbstlosigkeit ist in politischen Kreisen wohl deshalb so wirksam, weil sie so selten ist.

In den Wandelgängen der Parlamente stösst man auf allerlei Menschen, die sich dort aus guten Gründen aufhalten. Der Kampf um eine gute Sache kann aber auch den Ehrgeiz ihrer Befürworter verdecken. Sie wähnen sich zwar uneigennützig, haben aber die angestrebten Ziele völlig zu ihrer eigenen Sache gemacht. Versucht man als Botschafter Gottes aufzutreten, ohne von persönlichem Ehrgeiz oder Geltungsdrang getrieben zu sein, so entdeckt man bald, dass die Männer und Frauen im öffentlichen Leben, die man so leicht kritisiert und denen man gern die Schuld an allen Schwierigkeiten zuschiebt, im Grunde Menschen sind wie wir.

Wir fragten einmal einen Politiker, ob er schon einmal einem Bestechungsversuch ausgesetzt gewesen sei. Darauf erzählte er uns, wie er

in einem seiner ersten öffentlichen Ämter von einem Grossunternehmer aufgesucht worden war, der ihm eine Offerte unterbreitete. Während der Unterredung fingerte der Mann an einem Umschlag herum, der aus der Brusttasche seines Jacketts herausragte. Der Politiker beschloss, diese Geste nicht zu beachten. «An jenem Tag entschied ich mich zur Integrität, und dieser Entschluss hat mein ganzes Leben geprägt», sagte er uns.

An einem Diplomatenessen überschüttete ein einflussreicher Sowjetgast seine Tischnachbarn mit seiner Propagandaflut. Später, im kleinen Kreis, entpuppte er sich als verzweifelter Familienvater, der nicht wusste, wie er die abgerissenen Beziehungen zu seinem Sohn wieder herstellen könnte. In seiner Umgebung gab es offenbar keine hilfreiche Seele. Wir vermittelten ihm das, was wir selber gelernt hatten, nämlich, wie wir in unseren Familien Transparenz schaffen konnten. Er beschloss, nach seiner Rückkehr nach Moskau einen Versuch zu wagen.

Um solchen Menschen Bruder zu sein, genügt der Mut zur Klarheit über sich selbst; denn was das Denken des Mannes im öffentlichen Leben trübt, sind die Widersprüche und Konflikte in ihm selbst.

Ändern wir die Menschen

Viele gläubige Menschen bedienen sich auf der politischen Bühne der gleichen Waffen wie diejenigen, die keine Glaubenserfahrungen gemacht haben. Sie bilden «pressure groups», schieben ihre Leute in leitende Stellungen, enthüllen Skandale. Einmal an der Macht, unterscheiden sie sich in nichts von denen, an deren Stelle sie getreten sind, weil sie durch die angewandten Mittel selber verdorben wurden. Übrigens scheint es keineswegs so zu sein, dass Gott die Vollstrecker seines Willens nur aus einer bestimmten Partei rekrutiert; ein Grund dauernder Enttäuschung für jene, die glauben, Gott gepachtet zu haben. Verweigert aber ein Mann des öffentlichen Lebens, welcher Gruppierung er auch angehören mag, jeden Kompromiss mit seinem Gewissen, wird er zum Katalysator positiver Reaktionen, indem er das Beste in seinen Partnern erweckt.

Bei einer Krise zwischen zwei grossen Nationen hatte ein Staatsmann, der uns sein Vertrauen schenkte, die klare Erkenntnis, dass der Ursprung der Spannung im krankhaften Hass und dem Misstrauen eines Mannes im gegnerischen Kabinett zu suchen sei. Die Situation wurde völlig umgekrempelt durch eine Begegnung mit dem schwierigen Mann in einem dritten Land, bei der man letzterem in einem persönlichen Gespräch helfen konnte, seine Ressentiments abzubauen.

Der kürzlich verstorbene sozialdemokratische deutsche Bundestagsabgeordnete Adolf Scheu meinte: «Auch wenn ein Politiker der talentierteste Redner, der beste Taktiker, der gewissenhafteste Parteimann ist, so fehlt ihm doch das Wesentliche, wenn er es nicht versteht, die Haltung schwieriger Menschen zu ändern.»

An die Menschheit denken

So wie wir den Männern und Frauen in der Politik helfen können, ihre persönlichen Widersprüche zu überwinden, so sollten wir ihnen auch eine neue Dimension des Denkens zugänglich machen, damit die christlichen Prinzipien, an die wir glauben, sich auch in den Institutionen niederschlagen. Was es wirklich braucht, ist eine grosse Sicht. Selber wissend, wohin wir gehen, muss sich unserem persönlichen Glauben, wie tief er auch immer sei, eine ideologische Komponente beigesellen, d. h. eine Gesamtschau der Beziehungen, und zwar nicht nur zu unserm Nächsten, sondern aller Menschen untereinander, aller menschlichen Gemeinschaften untereinander. So können wir unsern Verantwortlichen helfen, den Blick über Gruppeninteressen hinweg aufs Ganze zu richten.

Diese Welt hat Gott uns anvertraut. Wir sind für sie verantwortlich.

Eine Prüfung erschüttert unser Leben.

Wie reagieren wir darauf? Mit Rebellion, Verbitterung, Resignation? Oder wenden wir uns der Quelle des Lebens zu und erforschen, wie wir uns in dieser neuen Situation verhalten sollen?

Prüfungen sind oft Tor zu einem tieferen Lebensverständnis und einem neuen Reichtum für uns selbst und andere.

Davon handeln die Beiträge auf diesen beiden Seiten.

Ein Anker, der hält im stärksten Sturm

Ich habe an den Anker gedacht, den wir in unserm Leben brauchen. Vor anderthalb Jahren war ich noch gesund und voller Arbeitskraft; ich interessierte mich auch für die Politik in meiner Gemeinde. Dann überfiel mich plötzlich die Krankheit wie ein Mantel, die Krankheit, die wir alle hassen, vor der wir uns so fürchten, und wenn sie da ist, ist es etwas ganz Neues, mit dem man sich auseinandersetzen muss, nämlich Krebs. Diese Krankheit verursachte mir unheimliche Schmerzen, so dass ich gar keine Zeit der Stille mehr halten konnte. Dann im Krankenhaus, als es am schlimmsten war, erschien mir wie eine Schrift an der Wand ein Zeichen, und es hiess da: «Der dich behütet, schläft nicht.» Da hatte ich plötzlich den Anker und wusste: jedesmal, wenn ich die Kraft aufbringe, auf Gott zu hören, wird er mir den Weg zeigen. Später hat er mir gesagt: «Ich konnte dich auf keine andere Art bremsen in deinem Tun. Du hast vieles getan, und vieles davon war nicht nach meinem Plan. Es war Aktivismus, und jetzt musst du etwas ganz Neues finden.»

Das hat mir die Angst vor der Krankheit vollständig genommen. Ich wusste, dass Gott in all dem einen Plan hat und dass es nicht meine Sache ist. Er wird das tun, was gut ist für mich. In der Folge verliebte meine Krankheit ganz anders, als die Ärzte geglaubt hatten. Ich habe zwei verschiedene Krebsarten, und beide konnte man stilllegen. Für wie lange, das weiss man nicht. Aber es hat mir Gelegenheit gegeben, einen ganz neuen Kontakt mit den Menschen zu finden. Jetzt waren es die Ärzte, die mir von ihren Schwierigkeiten erzählten und die wissen wollten, woher ich die Kraft bekam, auch die Schwestern und die andern Kranken auf der Abteilung, auf der ja nur Schwerstkranke sind.

Ich erinnere mich an einen Weihnachtstag, als eine junge Frau zu mir kam und sagte: «Ich kann nicht mehr. Ich sollte nach Hause gehen und muss diese Medikamente nehmen – sie hatte einen Gehirntumor, und alle Haare waren ihr ausgefallen –, ich weine den ganzen Tag und muss mich ständig übergeben. Und so soll ich zu zwei kleinen Kindern nach Hause!» Ich war selber ganz schlecht dran, so dass ich sagte: «Wir können nur beten.» Und dann beteten wir zusammen. Zwei Tage später stand sie an meinem Bett mit ihrem Mann, strahlte und sagte: «Seit wir gebetet haben, habe ich keine Kopfschmerzen mehr, musste ich mich nie mehr übergeben, habe die Angst verloren, und die Ärzte sagen, ich dürfe zu Hause bleiben. Ich muss also nicht mehr kommen.» So sind viele Dinge geschehen, die ich nie erlebt hätte, wenn ich nicht diesen Anker gefunden hätte. Jetzt weiss ich: Was auch passiert, in jeder Situation kann Gott uns einen klaren Weg zeigen. Ich brauche mir keine Sorgen mehr zu machen über meine Zukunft.

Greti Perrenoud, Evilard

Behinderung hat auch einen Segen

«Das war ein lausiger Schlag! Du musst die Arme gerade halten und die Augen auf den Ball richten.» Wie unser 14jähriger Sohn John seinen zehn Jahre alten Bruder Kent im Golfspiel anleitet, mag nicht sehr taktvoll scheinen. Aber Lob und Tadel verteilen sich gleichmässig, und Kent macht dabei gute Fortschritte. Wir hatten nicht erwartet, dass er ein so guter Sportler werden könnte.

«Sie haben einen gesunden Knaben», sagte mir der Arzt eine Stunde nach Kents Geburt, «aber er hat eine Hasenscharte und einen Wolfsrachen.» Dann erklärte er mir die chirurgisch möglichen Korrekturen. Eine Woche danach – noch hatten wir uns von diesem Schock nicht erholt – wollte der Arzt meinen Mann sprechen. Als dieser nach mehr als einer Stunde noch nicht zurückkam, fühlte ich, dass etwas nicht in Ordnung sei. Die Spezialisten hatten festgestellt, dass Kent mongoloid war.

Niemand in unserer näheren Familie hatte je so etwas erlebt. Als John, ein äusserst lebhafter und aufgeweckter Knabe, 3½ Jahre alt war, fragten wir uns, ob es Gottes Wille sei, ein zweites Kind zu haben. Was hatten wir falsch gemacht? Wie konnten wir uns den Menschen zeigen?

Wegen seiner Lippen und seines Rachens musste Kent von Geburt an das Essen mit dem Löffel eingegeben werden. Eines Morgens, als ich mich gerade durch diese mühsame Aufgabe hindurchkämpfte, kam mir der erleuchtende Gedanke: «Gott hat unserer Familie dieses Kind geschenkt, damit wir für dasselbe sorgen und es lieben.»

Als Baby schon hatte John einen ebenso starken Willen wie ich, und ich hatte oft die Geduld mit ihm verloren. Und nun wusste ich, dass Kent auf viele Jahre hinaus eine schwere Last sein würde, körperlich und seelisch. Ich entschied mich, ihm nie die Schuld für kommende Schwierigkeiten zuzuschieben. Ich hatte ihn ja gewollt. In der folgenden Woche kniete ich mehrmals am Tag nieder und bat Gott, mir zu helfen, nie meine Launen an Kent auszulassen, auch wenn die Bürde unerträglich schwer werden sollte. Ich bat um dauernde Liebe und Verständnis. Dieses Geschenk ist mir auf wunderbare Weise gewährt worden.

Kent ist ein glückliches Kind und wird von den Kindern in der Nachbarschaft voll angenommen. Er hat einen wohlthuenden Sinn für Humor und fühlt sich daheim verantwortlich. Wenn junge Menschen zu uns kommen, erweckt Kent in ihnen eher Zartgefühl als einen egoistischen Kampfgeist des «zuerst komme ich!» Er durchbricht jede Ichbezogenheit.

Zwischen Familien mit behinderten Kindern besteht ein Gemeinschaftsgefühl, wie man es bei andern Familien selten antrifft. Diese Familien zeigen der Gesellschaft, wie man leben sollte, damit sich jeder angenommen fühlt. Für Kent und seine Klassenkameraden geht es darum: «Leben und entwickeln wir uns gemäss unseren vollen Möglichkeiten?» Ein solcher Geist räumt unnötiges Vergleichen aus dem Weg und ist ein Kriterium, nach dem jedermann – behindert oder nicht – beurteilt werden sollte.

Carolyn Nowell, London

Aus meinem Gefängnis ausbrechen

Sind Sie jemals in ein Zimmer getreten und sind dann, weil es voller Menschen war und Sie es mit der Angst zu tun bekamen, wieder weggegangen? Waren Sie schon unter Menschen und bemerkten plötzlich, dass immer zwei und drei zusammen sprachen, Sie selber aber ausgeschlossen blieben? Schüchtern sein, kann die Hölle bedeuten. Ich weiss das, denn ich war es.

Als kleines Kind lebte ich während des Krieges fünf Jahre getrennt von meinen Eltern. Wenn es etwas Schwieriges zu tun gab, vor dem ich Angst hatte, brachte ich meinen älteren Bruder dazu, es zu tun. So gewöhnte ich mich daran, eine starke Persönlichkeit zu suchen, hinter der ich mich verstecken oder an die ich mich anlehnen konnte. Ich war auf Unterstützung und Anerkennung aus wie ein Süchtiger auf seine Droge. Hatte ich erreicht, was ich wollte, so machte mich das noch selbstbezogener und gehemmt. So hatte ich wenig Freunde.

Eines Tages beschloss ich, bedingungslos von Gott abhängig zu sein und mich nicht mehr auf andere Menschen zu stützen. Ich gewann eine neue innere Freiheit und erkannte, dass Schüchternheit kein unglücklicher Charakterzug ist, den man schmerzlich erdulden muss, sondern eine extreme Form der Selbstsucht, aus der man ausbrechen kann. Es wurde mir klar, dass es bei einer echten Freundschaft weniger darauf

ankommt, wie man mich behandelt, sondern wie ich anderen begegne. Während mir Parties früher ein Alptraum waren, halte ich heute bei solchen Anlässen einfach nach Menschen Ausschau, die allein sind und spreche mit ihnen.

Kürzlich wurde mir bewusst, dass es bestimmte Typen und auch ganz bestimmte Menschen gab, vor denen ich immer noch Angst hatte. Während einiger Monate betete ich täglich zu Gott, er möge mich von dieser Angst befreien – und er tat es. Ich bin überzeugt, dass Gott unsere Gebete erhört, wenn sie mit seinem Willen übereinstimmen. Er lässt mich nie im Stich.

Gerald Henderson, Cheshire

Hilfe bedürfen – ein Weg zu vielen Menschen

Vor drei Jahren zeigten sich bei mir Anzeichen einer unheilbaren Krankheit, die schliesslich zu einer zunehmenden Lähmung der Muskeln führte. Heute vermag ich mich noch im Rollstuhl zu bewegen, aber nicht mehr sprechen.

Das Schwerste war für mich der Verlust meiner Unabhängigkeit. Nicht sprechen zu können, ist sehr frustrierend. Einige Leute meinen dann, man sei auch taub und geistig beschränkt und schreien einen an mit einfachen Sätzen und einsilbigen Wörtern.

Trotz all dem habe ich die unendliche Güte der einfachen Menschen erfahren. Als ich noch beweglicher war, haben sich die unerwartetsten Typen bemüht, mir beim Einsteigen in Busse und Züge behilflich zu sein. Wenn ich mit meinen ungeschickten Händen das Geld nicht hervorklauben konnte, übergab ich den Geldbeutel dem Ladengehilfen, der die Bezahlung für mich besorgte. Junge und Alte, ohne Ausnahme, hielten jeweils jede Münze in die Höhe, um mir zu zeigen, dass sie den richtigen Betrag entnommen hatten.

In meinem früheren, sehr aktiven Leben, dessen Sinn darin bestand, den Glauben, den ich vor 35 Jahren gefunden hatte, an andere weiterzugeben, hatte ich grosse Befriedigung gefunden. Jetzt bin ich oft versucht zu fragen: «Was ist dabei zu gewinnen, wenn ich stillsitzen und die Hilfe annehmen muss, die ich so gerne anderen leisten würde?» Eine Freundin, die mit Mutter Teresa arbeitet, schrieb mir: «Es mag demütigend sein für dich. Doch könntest du jetzt vielleicht anderen der Christus sein, dem sie dienen, indem sie dir dienen.»

Für die letzte Rolle, die ich mir erwählt hätte, doch verleiht dieser Gedanke einem Zustand einen Sinn, der sonst mir und anderen als eine sinnlose Last erscheinen könnte.

Joan Rundell, Cornwall

Während wir diesen Bericht für unsere Zeitschrift vorbereiteten, erreichte uns die Nachricht, dass Joan Rundell überraschend gestorben und von ihrem Leiden erlöst worden ist. (Red.)

Selbst begrenzte Möglichkeiten nützen

Am Abend vor der grossen Operation kam der Narkosearzt, um mich vorzubereiten, denn es war ein grosser Eingriff, und man wusste, dass die Nachbehandlung mühsam und langwierig sein würde. Ich war guter Dinge, hielt aber vor dem Einschlafen noch eine Zeit der Stille. Ich schrieb auf: «Sei kein Problem in den nächsten Wochen – nicht für dich, nicht für den Arzt, nicht für die Schwestern.» Das war ein guter Start, und ohne Angst schlief ich die Nacht durch.

Aus den vorgesehenen drei Wochen Spitalaufenthalt wurden sieben Monate. Es gab Komplikationen, grosse Schmerzen. Einmal fragte mich die Schwester, die mich betreute: «Warum rebellieren Sie eigentlich gar nie?» Ich erzählte ihr von dem Gedanken, den ich damals in der Stille hatte. «So, das also ist es, was Sie so ruhig und zufrieden macht! Wissen Sie, das ganze Spital wundert sich darüber», sagte sie.

Dieses Erlebnis gab mir ein grosses Vertrauen, dass ich mich nicht zu fürchten hätte vor der Zukunft. Was immer kommen würde, Gott würde mich vorbereiten.

Ich musste meinen ganzen Lebensrhythmus ändern. Alles, was mich erfüllt hatte, für Kinder sorgen, Kochen – damit war es aus! Neue Türen öffneten sich, und jeden Tag ist es ein neues Geschenk, aufzustehen, die Aufgaben zu erfüllen, die in meinen Kräften liegen und mich nicht zu härmen wegen der Dinge, die ich zurücklassen musste. Natürlich ist die Versuchung gross, mit andern Menschen zu vergleichen. Aber ich kann aus tiefstem Herzen dankbar sein für die Möglichkeiten, die noch da sind, den Menschen zu nützen und die mir selber tiefste Befriedigung geben.

Trudi Trüssel, Caux

Jugendliche Echos auf die Winterkonferenz

Die Zeit in Caux war die schönste Zeit in meinem Leben. Ich habe gelernt, mit Menschen umzugehen und Freunde zu finden. Ich habe auch gelernt, etwas zu versuchen, was ich früher nie gewagt hätte, zum Beispiel Ski laufen, Zwiebeln schneiden und jemanden um etwas bitten. Das Wichtigste ist, dass ich alles mit Freude getan habe. Am meisten Spass hat mir das Arbeiten im Gemüseteam gemacht.

Matthias Reinke, Hamburg, 12 Jahre

Die Tage in Caux lehrten mich, dass es nicht genügt, an Gott zu glauben. Man muss auch etwas Konkretes in seiner eigenen Umgebung unternehmen, damit Gott in die Herzen der Menschen eindringt. Ich traf Menschen mit einem grossen Glauben, und es beeindruckte mich zu sehen, wie er sie geführt hat. Meine Zimmerkameradinnen waren sehr offen, und so sprachen wir zusammen über unsere Erfahrungen, wie wir Gott gefunden haben und welchen Platz er in unserem Leben einnimmt. Mit ihnen entdeckte ich auch die Zeit der Stille und welche Kraft das Gebet hat.

Es war interessant, zehn Tage mit so vielen Menschen verschiedener Länder, Religionen und verschiedenen Alters zu verbringen und zu erleben, wie sie alle gleich geachtet werden, ob sie nun alt oder jung, weiss oder schwarz, gläubig oder atheistisch sind. So ein Aufenthalt ist eine Gelegenheit zur Bestandesaufnahme, zum Gebrauch der eigenen Erfahrungen und zum Auftanken.

Michèle Habisreutinger, Nyon, 15 Jahre

Ich kann nicht verzichten . . .

Aufgrund verzweifelter Sparmassnahmen habe ich diesmal mein vieljähriges Abonnement für 1981 nicht erneuert. Wie vom Himmel kam mir gestern mit der Post Nr. 1 vom 22. Januar, das erste Heft! Ich kann nicht verzichten auf diese Informationen! Ich bitte daher um den Einzahlungsschein für 1981. (Aus einem Brief von R. S., Wien)

Fotos: Brown, Lilliehöök, Maillefer, International Labour Office – India.

Caux-Information

Redaktion: Dr. Konrad von Orelli, Silvia Zuber, Regula Hirzel, René Jacot, Postfach 218, CH-6002 Luzern, Telefon 041 42 22 13

Administration: Postfach 218, CH-6002 Luzern (Bestellungen aus Deutschland nimmt entgegen MRA-Bücherdienst, Umlandstrasse 20, 4390 Gladbeck)

Abonnement: Schweiz: Fr. 22.–, Deutschland: DM 25.–, übrige Länder: sFr. 25.–

Postscheckkonten: Schweiz: 60-2680, Caux Verlag, Luzern

Deutschland: 704 35-757 Postscheckamt Karlsruhe, Caux Verlag, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise: 12mal jährlich

Druck: Verbandsdruckerei AG Bern

CAUX 1981

Macht, die korrumpiert – Macht, die befreit

Wird die Macht der Waffen, die Macht des Geldes, die Macht der Technik darüber entscheiden, wie die Welt von morgen aussieht, oder ist es die Kraft, die einer neu gewonnenen inneren Autorität entspringt?

Noch vor kurzem glaubte der Mensch an die Machbarkeit aller Dinge. Heute ist er ernüchtert.

Trotz ihrer wirtschaftlichen und militärischen Mittel stehen die Supermächte der Macht der Ideen und der menschlichen Leidenschaften hilflos gegenüber. Festgefügte Machtstrukturen splittieren sich auf. Minderheiten, die vor nichts zurückschrecken, können ganze Staaten erpressen. Die Menschen ihrerseits fürchten *sich vor der Allmacht* des Staates oder vor dem Überhandnehmen der Technologie. Sowohl der einzelne wie auch die politisch Verantwortlichen erleben die Schattenseiten der Macht.

Und doch gibt es vielerorts Zeichen anderer Entwicklungen, dort, wo Menschen aus der einen Kraftquelle schöpfen, die nie versiegt. Wer mit ihr in Verbindung ist, kann die Gesellschaft verändern. Durch die Kraft des Schöpfers wird Macht geläutert und in den Dienst des Menschen gestellt. An ihr kann sich der Mensch neu orientieren und wird frei zur Teilnahme am Aufbau einer Welt, in der für die Bedürfnisse aller gesorgt wird.

Die Konferenzen des Sommers 1981 in Caux werden Menschen aus armen und reichen Ländern, Menschen in verantwortlicher Stellung und Vertreter der jungen Generation zusammenführen. Gemeinsam werden sie mehr über diese Kraftquelle erfahren und aus ihr schöpfen – für sich selbst und die Welt, in der sie leben.

Konferenzkalender

Im Rahmen des allgemeinen Programms finden folgende Sessionen statt:

4.–14. Juli:

Macht, die korrumpiert – Macht, die befreit.
Unter den Teilnehmern wird sich eine grössere Delegation aus Australien und dem Pazifik befinden.

16.–24. Juli:

Jedermann zählt.
Von der jungen Generation gestaltete Tagung.

27. Juli–3. August:

Mit offenen Augen in die Zukunft.
Familienkonferenz.

5.–9. August:

Den Menschen und die Gesellschaft heilen.
Sonderkonferenz für alle, die sich für die medizinischen Berufe und das Gesundheitswesen interessieren.

15.–19. August:

Brennpunkt Afrika.

25.–30. August:

Mensch und Wirtschaft.
Wirtschaftliche Krisen – Chancen für die Zukunft.
Konferenz für Verantwortliche in Unternehmertum, Gewerkschaften und Politik.

Weitere Auskünfte über diese Sessionen sind erhältlich beim Konferenzsekretariat der Moralischen Aufrüstung, Mountain House, CH-1824 Caux (Schweiz).

**Weltkonferenz für Moralische Aufrüstung in Caux
Samstag, 4. Juli bis Sonntag, 30. August 1981**